

WOLFRAM UNGER
(1938–2018)

Meine behütete Kindheit in Donauwörth bis zu den Bombenangriffen im April 1945¹

Unsere Familie in der Heimatstadt vor Kriegsausbruch 1939

Ende des Zweiten Weltkrieges 1945 war ich sieben Jahre alt. So habe ich als sehr junger Zeitzuge zumindest für die Anfangszeit des Krieges nur noch wenig bewusste Erinnerungen. Ich musste auf verschiedene Quellen zurückgreifen. Da ist zum einen der sogenannte Ahnenpass aus dem „Dritten Reich“ für Lebensdaten und Berufe meiner Vorfahren. Zudem hat mein Vater, Wilhelm Unger (geboren 1905), kurz vor seinem Tod noch seine Lebenserinnerungen handschriftlich festgehalten und mir weitergegeben. Unschätzbar für die Erinnerungsarbeit sind Familienfotos, die zumindest für die Zeit bis 1944 noch reichlich in meinem Besitz sind. Zum Kriegsgeschehen in Donauwörth konnte ich auf die Jahrgänge der *Mitteilungen des Historischen Vereins*² dieser Stadt und einige Zeitungsartikel zurückgreifen. Viel Privates zu meinen längst verstorbenen Eltern und Großeltern erfuhr ich erst vor kurzem im Staatsarchiv Augsburg und im Stadtarchiv Donauwörth. Vor allem dessen Leiter, Dr. Ottmar Seuffert, verdanke ich wertvolle Hinweise. Mein Erinnerungshorizont bis 1945 beschränkt sich auf den engen Umkreis von Donauwörth, der Stadt, in der ich am 21. Februar 1938 geboren wurde.

Zur Familie meines Vaters zitiere ich aus seinen Erinnerungen, die er mir handschriftlich hinterlassen hat: „*Mein Vater*³ [Bernhard Unger] kam aus ärmlichen Verhältnissen, geboren in Oberndorf, 15 km südöstlich von Donauwörth. Er war zwischen seinem 13. und 16. Lebensjahr Kutscher und Pferdepfleger beim Fürsten Fugger, kam dann in die Metzgerlehre zu seinem Onkel in Augsburg. In dieser Stadt leistete er auch seinen Militärdienst beim Dritten Königlich-Bayerischen Infanterieregiment ‚Prinz Karl‘ ab.“

Nach seiner Militärzeit ging mein Großvater zur Post, wurde im Jahre 1900 nach Donauwörth versetzt⁴, wo er die Tochter Theres (1877–1945) des angesehenen Schlossermeisters Peter Burger heiratete und dadurch das Donauwörther Bürgerrecht erwarb. Im Jahre 1905, fünf Jahre nach der Heirat meiner Großeltern, kam mein Vater als drittes Kind⁵ auf die Welt. Mit 14

Jahren, also ein Jahr nach Ende des Ersten Weltkriegs, kam er als Lehrling zum Dentisten Otto Fent, der seine Praxis in der Donauwörther Reichsstraße hatte. „*Dentist war eine in Deutschland bis 1952 neben den Zahnärzten existierende Berufsbezeichnung für Zahnheilkundige ohne akademische Ausbildung. Es handelte sich um Zahn-techniker, welche nach erfolgreichem Besuch einer Dentistenschule Patienten behandeln durften*“.⁶

Nach seiner Lehrzeit und verschiedenen beruflichen Stationen als Zahn-techniker legte mein Vater 1930 die Staatsprüfung für Dentisten in Leipzig ab. Auf Wunsch und mit finanzieller Hilfe seiner Eltern konnte er sich ein Jahr später 1931 in Donauwörth in der Kapellstraße 7 mit einer eigenen Praxis, angemietet von Fanny Schrickler (geboren 1882) selbständig machen. Was sich dann ereignete, führt uns schon in die beginnende Nazi-Szene Donauwörths.

Im Staatsarchiv Augsburg fand ich erst vor kurzem ein Schreiben aus dem Jahre 1933, das vom damaligen Vorsitzenden der AOK Donauwörth, Karl Erdt (1895–1984), unterzeichnet ist. Darin wird meinem Vater vorgeworfen, er habe sich „*in höchst verwerflicher Art* [gegenüber der NS-Frauenschaft] *geäußert, ... durch sein spöttisches Verhalten gegenüber dem deutschen Nationalsozialismus stets missliebig sich gezeigt und dadurch Anlass zu Beschwerden gegeben*.“ Soweit das wörtliche Zitat aus dem amtlichen Schreiben. Was waren die Folgen? Hierzu zitiere ich ein Schreiben meines Vaters, das er am 17. Juli 1946 der Spruchkammer Donauwörth eingereicht hat. Er schreibt darin: „*Durch meinen Widerstand hatte ich große Nachteile:*

- 1) *Boykotterklärung meiner Praxis durch die NS-Frauenschaft, so dass mein steuerliches Jahreseinkommen 1933 ganze 288,19 RM betrug ...*
- 2) *Meine Verbringung nach Dachau war vorgeschlagen (Mitteilung des Herrn Hans Laber, befindet sich angeblich im Internierungslager Ludwigsburg).*



Mein Großvater Bernhard Unger (1866–1941) in Uniform im Alter von 19 Jahren.



„Villa Bayer“ (Hausnummer 458 1/4 in der Bahnhofstraße 1901).

3) *Das zeitweilige Ruhen meiner Kasernenpraxis war beantragt und der völlige Ausschluss wurde mir angedroht ...*“

Im selben Schreiben begründete mein Vater, dass er aus „dieser Notlage“ heraus im September 1933 förderndes Mitglied der SS mit 1,20 RM Monatsbeitrag wurde. Im Dezember 1933 trat er dem Deutschen Luftsportverband bei. Diese vormilitärische Sportorganisation wurde 1937 in den NS-Fliegerkorps überführt. Mein Vater war dort unterster Rang und wurde 1944 automatisch zum Rottenführer befördert.

Der Eintritt in die NSDAP erfolgte im Jahre 1938. Mein Vater blieb bis zum Kriegsende mit einem Monatsbeitrag von 8,- RM NSDAP-Mitglied, ohne ein Amt auszuüben. Außerdem gehörte er über den Reichsverband Deutscher Dentisten der „Deutschen Arbeitsfront“ (DAF) und seit 1937 auch der NS-Volkswohlfahrt (NSV) an. Im Sühnebescheid der Spruchkammer Donauwörth vom 31. Oktober 1946 wurde er aufgrund seiner NS-Mitgliedschaften zum „Mitläufer“ eingestuft und musste 1.500,- RM



Wolfram Unger mit Höfle-Opa 1939.



Großvater Bernhard Unger mit seinen Enkeln Wolfram und Bernhard (1940).



Wilhelm Unger, Dentist, in Uniform.

Sühne zahlen. In der Begründung heißt es wörtlich: „Im Sühnemaß ist berücksichtigt, dass er nazidegegnerisch eingestellt war und dadurch Nachteile erlitten hat. Dem Antrag auf Entlastung konnte nicht stattgegeben werden, weil der Widerstand vor der Zeit der Parteizugehörigkeit erfolgt war und dieser außerdem nicht aktiv im Maß seiner Kräfte bezeichnet werden kann.“

Soweit also zu politischen Verwicklungen meines Vaters von der anfänglichen Gegnerschaft mit bedrohlichen Folgen für seine Existenz bis zu seinem Eintreten in Nazi-Organisationen aus reiner Angst vor weiteren Konsequenzen und zum bitteren Ende seiner Entnazifizierung vor der Spruchkammer nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs.

Warum ich dies alles schildere, worüber unser Vater übrigens nie mit uns gesprochen hat? Ich wollte einen Eindruck von seiner Verstrickung mit dem damaligen Regime geben, die meine Kindheit überhaupt nicht belastet hat, weil ich davon nichts wusste. Vielmehr konnte ich zumindest bis Ende 1944 in Donauwörth eine unbeschwerter, frohe Zeit erleben, so als wäre Deutschland seit 1939 nicht im Kriegszustand.



Sommer 1940 in Offenburg: Ehepaar Ida und Wilhelm Unger mit Sohn Wolfram.

Meine Eltern [Wilhelm und Ida Unger, geb. Höfle] heirateten am 3. Oktober 1936. Sie wohnten zum Zeitpunkt meiner Geburt zur Miete in der Donauwörther Kapellstraße 28½. Der Vermieter war Peter Burger, ein Onkel meines Vaters. In unmittelbarer Nachbarschaft der Mietwohnung hatte mein Vater auch seine Praxisräume gemietet. Noch im letzten Friedensjahr 1938 gelang es meinen Eltern, eine schöne, um die Jahrhundertwende gebaute Villa in der Bahnhofstraße zu erwerben.

Schon 1933 wurde die zum Donauwörther Bahnhof führende Straße in „Adolf-Hitler-Straße“ umbenannt. Seit 1945 heißt sie dann wieder „Bahnhofstraße“. In dem geräumigen zweistöckigen Haus mit stilvoll umzäuntem Garten wurden im Erdgeschoss die Praxisräume und im ersten Stock unser Wohnbereich eingerichtet. Am 1. März 1939 – ich war gerade ein Jahr alt geworden – erfolgte der Umzug von der Kapellstraße 28½ in die Adolf-Hitler-Straße 458¼.

Im Haus meiner Eltern war dann auch Platz für meinen Großvater mütterlicherseits, den verwitweten Reichsbahnoberinspektor a.D. Karl Höfle⁷ (1874–1941). Ein Bild von ihm mit mir auf seinem Arm zeugt von meiner unbeschwerten Kindheit, kurz nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs in unserem Donauwörther Garten, heute Bahnhofstraße 2.

Am 17. März 1940 kam dann mein Bruder Bernhard auf die Welt. Auf dem Bild S. 292 rechts unten sind mein Bruder als Säugling und ich mit zwei Jahren mit unserem Großvater Bernhard Unger väterlicherseits zu sehen. Er wohnte nicht weit von uns entfernt im eigenen Haus in der heutigen Gartenstraße 5, damals Benito-Mussolini-Straße 459½.

Doch schon kurze Zeit später sollte dieses Glück in unserer Familie für ein knappes Jahr von Schicksalsschlägen unterbrochen werden. Am 21. April 1940 wurde mein Vater zur Luftwaffe am Flughafen Memmingen eingezogen. Im Sommer erfolgte dann seine Umquartierung ins badische Offenburg. Dieser Ort war der Ausgangspunkt der Verlegung seiner Luftwaffen-Baukompanie nach Norwegen. Es hieß für uns, auf unbestimmte Zeit Abschied nehmen.

Doch führte die fehlende zahnmedizinische Versorgung in der Heimat zu einem raschen Ende seiner aktiven Militärzeit. Mein Vater wurde „unabkömmlich“ gestellt. Ich konnte noch nicht ermitteln, wann er genau wieder bei uns in Donauwörth war – spätestens aber im Februar 1941, noch rechtzeitig, um uns bei zwei traurigen Ereignissen beizustehen.

Am vierten Todestag meiner „Höfle“-Großmutter [Johanna] begleitete ich – noch nicht ganz drei Jahre alt – meinen Großvater auf den Donauwörther Friedhof zum Grabbesuch. Es war ein kalter Samstag am 8. Februar 1941. Auf unserem Heimweg wurde meinem Höfle-Großvater plötzlich sehr übel. Er bat in einem Haus in der Promenade um Einlass, um dort auf die Toilette zu gehen. Bezeichnender Weise hatte das Gebäude am Kaibach schon vorher den Namen „Unglücksmühle“.⁸

Vor der Unglücksmühle wartete ich in der Kälte, als plötzlich Sanitäter aus dem nahen Krankenhaus herbeieilten und meinen leblosen Großvater aus dem Haus trugen. Meine Mutter scheint gleich verständigt worden zu sein. Sie eilte mir in heller Aufregung entgegen. Meine Worte zu ihr: „*Opa hat keine Fußele mehr*“, mit denen ich das für mich Unfassbare ausdrückte, wurden mir später so oft erzählt, dass ich sie bis heute nicht vergessen konnte. Tatsächlich war der Vater meiner Mutter noch am selben Tag an einem Herzinfarkt gestorben. Für mich ein unbeschreiblicher Verlust meines Lieblings-Opas, der sich in meinen ersten Lebensjahren mehr um mich kümmern konnte als meine Eltern!

Doch ein Unglück kommt selten allein. Nur zwei Wochen später erlag mein zweiter Großvater [Bernhard], der „Unger-Opa“, an einem Montagnachmittag – es war der 24. Februar 1941 – seinem Magenkrebsleiden. Er war schon länger krank und konnte sich deshalb zuletzt wenig um seine Enkel kümmern.

Im Oktober 1941 bin ich erstmals mit Kriegsschäden konfrontiert worden. Das kam so: Meine Mutter hatte in Lauingen eine Schulfreundin namens Paula Stetter, die sie oft besuchte und die von uns Kindern mit „Tante Paula“ angesprochen wurde. Niemand hatte dort damit gerechnet, dass Lauingen so früh mit Bomben angegriffen wird. Um Mitternacht von Sonntag auf Montag, den 12. auf den 13. Oktober 1941, gab es Fliegeralarm. Wenig später fielen etwa 1000 Brandbomben, 56 Sprengbomben und ein Dutzend Phosphorkanister auf die Stadt. Vier Menschen starben dabei. Der Angriff hätte eigentlich Nürnberg gegolten, aber 72 Bomber der britischen Luftwaffe hatten ihr Ziel verfehlt und luden ihre Last ausgerechnet über Lauingen ab.⁹

Wegen der Sorge um ihre Freundin fuhren meine Eltern mit mir am darauffolgenden Wochenende nach Lauingen. Es war für mich sehr beklemmend, die Trümmer zu sehen und den Brandgeruch in der Nase zu haben. Lange blieb mir dieser Schrecken in Erinnerung.

Beschütztes Familienleben 1942–1944

Nach diesen negativen Erlebnissen des Jahres 1941 kamen für uns in Donauwörth drei ruhige Jahre. Ich erinnere mich in diesem Zeitraum an kein Ereignis, das irgendwie mit dem Krieg zu tun hatte. Wir beiden Brüder spielten wie in Friedenszeiten mit Freunden und Verwandten meist in unserem Garten.

Auf dem Foto vom Sommer 1943 ist links mein damals dreijähriger Bruder Bernhard zu sehen und rechts mein Cousin Elmar, der nur einen Monat nach meinem Bruder, am 20. April 1940 geboren worden war. Dies war ja Adolf Hitlers Geburtstag, und mein Cousin meinte damals, die an diesem Tag gehissten Fahnen würden ihm gelten.

An den Wochenenden hatte mein Vater auch Zeit für uns. Es wurden mit ihm Modellsegelflugzeuge gebaut. Auch lernten wir von unserem Vater, in der Donau schwimmen

Mein Bruder und ich gingen 1943/44 in den Kindergarten und konnten schon vor der Einschulung ein bisschen lesen, schreiben und rechnen. Es gefiel uns auch, Orte auf der Landkarte zu suchen, von denen unsere Eltern



Wolfram mit Bernhard und Elmar (1943).



Vater mit Wolfram Bernhard und Freund in der Donau (Juni 1943).

erzählten.

Zwei Ortsnamen übten eine besondere Faszination aus: Beromünster in der Schweiz und Hilversum in den Niederlanden. Damals konnte man an dem [Volksempfänger-] Radio, das wir hatten, Städtenamen lesen und an einem Rädchen so lange drehen, bis der dortige Sender zu hören war. Es war uns strengstens verboten, „Feindsender“ einzustellen, bei *Beromünster* und *Hilversum* reizte uns das aber besonders.

Im September 1944 kam ich in die erste Volksschulklasse. Das schönste daran war, dass ich mit meinem gleichaltrigen Freund Franz Schropp aus der Nachbarschaft eingeschult wurde. Sein Vater war bei den Lechwerken beschäftigt. Aus den ersten Schulwochen im Herbst und Winter

1944 blieb mir nur in Erinnerung, dass es in den Klassenräumen oft sehr kalt war und wir selbst Brennholz mitbrachten. Häufiger Fliegeralarm verkürzte unsere Schulstunden und trieb uns in die Luftschutzkeller.

Das Katastrophenjahr 1945

Schlimm wurde es für uns erst Anfang 1945. In den Februar- und Märzwochen jagte uns die Warnsirene noch häufiger Tag und Nacht in den Luftschutzkeller. An einen normalen Unterricht in meinem ersten Schuljahr war nicht zu denken.

Wenn nachts die Sirene heulte, waren mein Bruder und ich in tiefem Schlaf. Wir wurden von unseren Eltern unsanft geweckt und in den Keller beordert. Ich kann mich erinnern, dass mein vierjähriger Bruder oft gar nicht wach wurde, von der Mutter schlafend in den Keller getragen und bei Entwarnung weiterschlafend ins Bett zurückgebracht wurde. Einmal meinte ich schon, unser Haus brennt, denn schwerer Brandgeruch breitete sich bis in den Keller aus. Meine Mutter hatte während eines solchen Kelleraufenthaltes vergessen, die Kochwäsche abzuschalten. Das Wasser war verdunstet, und der Stoff hatte angefangen zu brennen.

Unserer Familie kam bis zum 11. April 1945 nicht zu Schaden. Jedoch wurden der Bahnhof Donauwörth, Eisenbahnzüge, ja selbst einzelne Straßenfahrzeuge und sogar Bauern, die auf dem Feld arbeiteten, mit Bordwaffen aus feindlichen Tieffliegern angegriffen.

Der 11. April 1945 war ein Mittwoch, ein strahlend heller, sehr warmer Frühlingstag. In der Mittagsstunde heulten plötzlich alle Sirenen auf. Das war in diesen Tagen nichts Ungewöhnliches. Wir waren gewohnt, möglichst schnell mit dem Notwendigsten in den Keller zu rennen. Neu war ein fernes Dröhnen, das immer deutlicher zu hören war. Schon krachten die ersten Bombeneinschläge in den immer lauter werdenden Lärm. Offenbar hatten die ersten Treffer dem nahen Bahnhof gegolten. Voller Sorge wollte mein Vater nach dem Haus seiner verwitweten Mutter schauen, die unweit von uns – aber näher zum Bahnhof – in der heutigen Gartenstraße Nr. 5 [alte Hausnummer 459 ½] wohnte.

Mein Vater kam bei diesem Versuch aber nicht einmal bis zur Kellertreppe. Der Luftdruck warf ihn förmlich in unseren Luftschutzraum zurück, den er gerade noch von innen verriegeln konnte. Plötzlich knallte es fürchterlich, Boden und Wände schwankten, und alles drohte über uns einzustürzen. Meine Eltern, beide damals erst 39 Jahre alt, mein gerade erst fünf gewordener Bruder und ich Siebenjähriger saßen still – ausgerüstet mit Gasmasken

und Gummistiefeln – da. Wir hielten uns an den Händen und hofften, dass wir irgendwie aus dem Inferno gerettet werden. Noch Jahre später saß die Angst in mir noch so tief, dass ich mich vor jedem harmlosen Gewitter panisch fürchtete. Ich litt lange unter der Vorstellung, ich würde von einem Blitz getroffen.

Nach dem Angriff wurde es unheimlich still. Wir standen inzwischen kniehoch im Wasser, das aus gebrochenen Leitungen floss. Ob es eine Entwarnung gab, weiß ich nicht. Wir hielten es jedenfalls nicht mehr länger im Keller aus. Unser Vater brachte uns wohlbehalten die Kellertreppe hoch, wo wir das ganze Ausmaß der Zerstörung sahen. Haustüre und Fenster hatte der Luftdruck weggefeigt. Überall im Erdgeschoss lagen Trümmer und Dreck herum. Was mich damals besonders beeindruckte: In der Badewanne lag ein entwurzelter Johannisbeerstrauch aus dem Garten, der bereits Blüten trug – auch ein Zeichen dafür, wie warm dieser April 1945 gewesen sein musste. Wir durften uns nicht mehr in unserem einsturzgefährdeten Haus aufhalten. Unsere Mutter brachte uns Kinder so schnell wie möglich zu Fuß aus der zerstörten und brennenden Stadt. Auf der dem Bombeneinschlag gegenüberliegenden Seite unseres Hauses vorbei liefen wir zur oberen Wörnitzbrücke, durch das relativ unversehrte Ried Richtung Rathaus, wo wir das Feuer in der Oberen Reichsstraße sahen. Dann durch das Ochsentörl und die Promenade auf den Schellenberg, wo wir zunächst sicher waren und unter uns die brennende Stadt lag.

Was war geschehen? Am Mittag des 11. April 1945 hatten 108 Flugzeuge der 8. US-Air-Force-Bomberdivision Donauwörth massiv angegriffen. Gegen 13.15 Uhr fielen 2.800 Sprengbomben auf die Stadt. Eine davon unmittelbar neben unser Elternhaus! Die Sprengbombe traf genau eine Einfahrt, die zwischen unserem und dem Nachbarhaus, dem Bürogebäude der Lechwerke, lag. Dieses war zum Glück in diesem Augenblick menschenleer; denn es stürzte zur Hälfte ein. Unser Haus blieb aufgrund der massiven Bauweise von 1902 stehen, hatte aber klaffende Mauerrisse und war einsturzgefährdet. Der sehr gut ausgebaute und gegen Luftdruck gesicherte Schutzraum lag ausgerechnet auf der Seite des Kellers, die dem Bombeneinschlag am nächsten lag. Wir hatten also doppeltes Glück, diese Katastrophe überlebt zu haben.



Bombentrichter.

Weniger Glück hatte meine 67-jährige Großmutter Therese Unger und ihre 29-jährige Tochter gleichen Namens, die nur ca. 80 Meter Luftlinie von uns entfernt wohnten. Ihr Haus erhielt zwei Volltreffer. Weitere sieben Bomben fielen in einer Reihe in ihren Garten. Es ist zu vermuten, diese geballte Sprengladung hatte der nahegelegenen Eisenbahnbrücke über die Donau gegolten.

Obwohl beide Frauen im Keller waren, wurden sie von der herabfallenden Kellerdecke erschlagen. Mein Vater versuchte sofort nach dem Angriff, seine Mutter und Schwester mit unzureichenden Geräten und ohne Hilfe auszugraben, was natürlich vergeblich blieb. Erst am nächsten Tag konnte er mit Hilfe freundlicher Nachbarn die beiden Leichen bergen.

Unter den insgesamt 210 bei diesem Luftangriff gefallenen Zivilpersonen in Donauwörth war auch der Bruder meiner Großmutter, Martin Burger (1891–1945), der in der total zerstörten Kapellstraße 40 gewohnt hatte.

Wir Kinder waren noch am Abend des 11. April mit unserer Mutter und den nötigsten Habseligkeiten auf einem Fuhrwerk eines hilfsbereiten Freundes aus der Stadt gebracht worden und kamen bei zwei verschiedenen, uns bekannten Bauernfamilien im Dorf Kesselostheim unter, 15 km nordwestlich von Donauwörth. Im Haus der Familie Schäferling konnten meine Mutter und mein Bruder unterkommen; Maria Schäferling (*21.3.1923 in Kesselostheim) war während des Krieges Sprechstundenhilfe meines Vaters. Im landwirtschaftlichen Hof der Familie Weidmann konnten mein Vater und ich bleiben. Uns war an diesem Abend nicht bewusst, dass dieser erzwungene Aufenthalt dann mehr als drei Monate dauern sollte; denn wir durften erst in unser Haus zurück, als es so weit hergerichtet war, dass es nicht mehr einzustürzen drohte. Der angenehme Nebeneffekt für uns Kinder waren schulfreie Monate bei lieben Menschen, die vom Krieg verschont geblieben waren und als Landwirte etwas zum Essen hatten. Ich erinnere mich an unbeschwerte Sonnentage, die wir spielend, aber auch bei Anbau und Ernte mithelfend in einer weitgehend unberührten Natur verbrachten. Anders erlebten diese Zeit meine Eltern. Fast täglich pendelten sie mit dem Rad oder zu Fuß in ihre Heimatstadt. Für sie waren es Monate der Gefahr und Entbehrung. Zunächst ging es darum, unser Haus in Donauwörth zu sichern und wieder bewohnbar zu machen. Dabei waren meine Eltern ständiger Lebensgefahr ausgesetzt. Zunächst kam ein weiterer Bombenangriff auf Donauwörth nur acht Tage nach dem ersten – am Donnerstag, dem 19. April 1945. Diesmal fielen 54 Einwohner dem Luftangriff zum Opfer und ganze Stadtviertel wie das Spindeltal nahe der historischen Mangoldsburg wurden dem Erdboden gleichgemacht. Zum Glück waren wir beiden Kin-

der mit unseren Eltern an diesem Tag in unserem Ausweichquartier Kesselostheim. Dort hielten wir uns glücklicherweise auch eine Woche später auf, als die Amerikaner am 25. April 1945 Donauwörth mit Panzern belagerten und mit Artillerie beschossen. Bereits um 7 Uhr früh an diesem Mittwoch griff die 42. US „Rainbow“-Infanterie-Division an. 700 Deutsche, meist SS-Truppen unter der Führung des Oberstleutnant Cord von Hobe (1903–1991), verteidigten Donauwörth, zündeten Sprengladungen und zerstörten im letzten Augenblick die Donaubrücke. Da sich dieser wahnsinnige SS-Haufen nicht ergab, tobte ein sechsständiger Häuserkampf in Donauwörth, der schließlich mit der Einnahme der Stadt und dem sofortigen Bau einer Behelfsbrücke über die Donau endete. Bei Einbruch der Dunkelheit desselben Tages rollten bereits die ersten US-Panzer über die Donau in Richtung München.

Die unsinnige Verteidigung eines der letzten verbliebenen Donauübergänge in unserer Gegend brachte nochmals Zerstörungen auch für unser Haus. Eine US-Granate hatte das Hausdach durchschlagen und explodierte im Labor der Praxisräume meines Vaters. Ein Großteil der Einrichtung war vernichtet. Einen Tag danach war mein Vater schon wieder im schwer beschädigten Haus und wurde dort von Plünderern überrascht. Gott sei Dank kam es zu keinen körperlichen Auseinandersetzungen; denn mein Vater ließ sie vernünftiger Weise mit ihrer Beute fliehen. Ein anderes Mal in diesen Tagen versuchte ein entlassener polnischer Kriegsgefangener, meiner Mutter das Fahrrad zu entreißen. Sie ließ es nicht los und rief um Hilfe. Glücklicherweise kam sie auch hierbei unverletzt davon, als der Pole wegen ihrer lauten Schreie ohne Erfolg floh.

Wir Kinder erlebten inzwischen in den letzten Apriltagen 1945 den Einmarsch der Amerikaner, die sich von Nordwesten her mit ihren Panzern über Nördlingen zur Donau bewegten. Als sie unser Dorf Kesselostheim erreichten – es muss am 23. oder 24. April gewesen sein –, mussten wir uns in den hintersten Zimmern verstecken. Aus den Fenstern zur Straßenseite hingen weiße Betttücher, um die Besatzungssoldaten friedlich zu stimmen. Doch es dauerte nur wenige Tage, da wurden wir Kinder schon von den US-Soldaten eingeladen. Wir saßen auf ihren Jeeps, bekamen aus ihren Nudeltöpfen eine warme Mahlzeit und lernten etwas Süßes, nach Pfefferminze schmeckend, kennen, zu dem die Amerikaner „*chewing gum*“ sagten.

Als ich meine erste US-Orange in Händen hielt, biss ich in die Frucht, ohne sie zu schälen. Ich kannte so etwas ja bislang nicht. Auch hatten meine Eltern im Krieg von Schokolade gesprochen, „*die es wohl nie mehr in Läden zu kaufen geben werde*“. Jetzt kursierten Dosen, auf denen „Hershey“ stand.

In ihnen befand sich flüssige amerikanische Schokolade, die wir auf Löffel tropften und wie Medizin in kleinen Häppchen zu uns nahmen.

Langsame Normalisierung des Alltags

Es waren erste Schritte zur Normalisierung. Vor den US-Soldaten hatten wir keine Angst. Sie halfen auch in Donauwörth beim Wiederaufbau, besonders wenn es um Einrichtungen für Kinder ging. Wir konnten im Herbst wieder in eine Behelfs-Volksschule gehen und bekamen amerikanische Schulspeisung, die mir außer der Erbsensuppe sehr gut schmeckte. Auch wurden Spielzimmer für Kinder in dem Gebäude der amerikanischen Militärregierung eingerichtet. Dort gab es Bälle, Brettspiele und Bücher, alles Dinge, die ich als Siebenjähriger sehr schätzte. Sicher bleiben meist die angenehmen Seiten des Lebens länger in der Erinnerung als die hässlichen. Wenn ich aber heute auf diese Zeit zurückblicke, empfinde ich als ein Kind der bayerisch-schwäbischen Provinz immer noch große Dankbarkeit für die Vereinigten Staaten von Amerika. Ich möchte daher mit den Worten unseres Alt-Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker schließen, der im Jahre 1985 zum 40-jährigen Gedenken an das Kriegsende von 1945 sagte: „*Der 8. Mai war ein Tag der Befreiung. Er hat uns alle befreit von dem menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft.*“

Anmerkungen

- 1 Vortrag, gehalten im Donauwörther Zeughaus am 17.4.2015 im Rahmen der Ausstellung „... als der Krieg verloren war...“ 70 Jahre Kriegsende in Donauwörth.
- 2 Mitteilungen des Historischen Vereins für Donauwörth und Umgebung (MHVD) 1995, Donauwörth 1996, sowie MHVD 2005–2006, Donauwörth 2007, MHVD 2007–2009, Donauwörth 2010, S. 295–304, MHVD 2010–2012, Donauwörth 2014, S.116–128.
- 3 Der Fahrpostschaffner Bernhard Unger, geboren am 3. Dezember 1866 in Oberndorf, war am 20.1.1895 nach Donauwörth gezogen. Seine Eltern waren Bernhard Unger, Landwirt in Oberndorf, und dessen Ehefrau Josefa Unger, geborene Ott aus Oberndorf.
- 4 Im Familienstandsbogen ist als Zuzugsdatum nach Donauwörth aus Röthenbach bei Lindau der 20.1.1895 dokumentiert, vgl. Stadtarchiv Donauwörth M III Ra 4 Re 6 FB 8 K 10 M U.
- 5 Die in Donauwörth geborenen Geschwister waren Anna Unger, geboren am 30.6.1901, Johann, geboren am 13.6.1907 und Otto, geboren am 17.9.1909. Vgl. Stadtarchiv Donauwörth M III Ra 4 Re 6 FB 8 K 10 M U.
- 6 <https://de.wikipedia.org/wiki/Dentist>, aufgerufen am 30.3.2015.
- 7 Dem Ehepaar Karl Höfle und seiner Ehefrau Johanna, geb. Rusch, war am 7.7.1905 in Mertingen die Tochter Ida geboren worden. Die Mutter von Wolfram Unger hatte ihn in Donauwörth am 21.2.1938 zur Welt gebracht. Mutter Ida war am 6.10.1936 aus Söcking nach Donauwörth gezogen.
- 8 Der Name taucht z.B. im 19. Jahrhundert auf: vgl. „Königlich Bayerisches Intelligenz Blatt für den Ober-Donau-Kreis 1829“, Spalte 1492.
- 9 Die Fakten wurden aus einem Bericht der Donauzeitung vom 15.10.2007 zu einem Vortrag des Lauinger Arztes Dr. Engelbert Kigele sen. entnommen.